

classes. The volume helps lead the way, giving anthropologists, and others, much needed tools to support communities struggling as they navigate turbulent worlds that seem increasingly beyond our ability to imagine and usefully engage with.

Joshua Moses

Marlog, Vanessa: Zwischen Dokumentation und Imagination. Neue Erzählstrategien im ethnologischen Film. Bielefeld: transcript Verlag, 2016; 214 pp. ISBN 978-3-8376-3398-6. Preis: € 34.99

Wer sich für ethnologischen Film interessiert, wird sich durch den Titel des Buches sofort angezogen fühlen. Immerhin verspricht er Einsichten in das Möglichkeitsfeld eines Formats, das sich nicht ausschließlich, doch aber häufig eines zurückhaltend-begleitenden Modus filmischer Narration bedient. Die Gründe dafür liegen auch in seiner Nähe zu akademischen Disziplinen und den damit zusammenhängenden bescheidenen finanziellen und personellen Mitteln. Der bezogen auf Filmteam und Equipment genügsame Gestus eines *direct* oder *observational cinema* spielt vielen ethnologischen Filmprojekten daher in die Hände. In einem solchen produktionskulturellen Kontext, in dem das Überschreiten von Grenzen immer auch eine Ressourcenfrage ist, kann die Verheißung neuer Erzählstrategien leicht hohe Erwartungshaltungen wecken, die der Band, so viel sei vorweggenommen, nur bedingt einzulösen vermag.

Um die jungen erzählstrategischen Tendenzen zu eruieren, hat sich Vanessa Marlog sinnvollerweise für einen filmanalytischen Zugang entschieden. Die Autorin hat ihr Sample in insgesamt dreizehn Einzelanalysen aufbereitet, von denen sechs jeweils einem Film gewidmet sind und den Hauptteil der Arbeit bilden. Gerahmt werden die filmanalytischen Kapitel vor allem durch Einlassungen zum ethnologischen Film sowie durch ein Fazit, in dem die Ergebnisse zusammengefasst werden. Die Arbeit hat zwei Gesichter: das der filmanalytischen Zugänge und das ihrer theoretischen sowie forschungskonzeptuellen Einbettung. Die filmanalytischen Teile gewähren für sich genommen einen tiefen und durchaus gelungenen Einblick in die narrativen Besonderheiten des gewählten Quellenkorpus. Dicht am empirischen Material arbeitet Marlog akribisch heraus, wie die Filme narrativ strukturiert sind. Dabei wird deutlich, wie sie wechselweise durch raffinierte Anordnungen unterschiedlicher Erzählebenen doppelbödige Adressierungen an die Rezipient_innen vornehmen, reflexiv auf das eigene Medium verweisen oder komplexe Gebilde konkurrierender Realitäten errichten, etwa indem sie den Ton von seiner Reduktion auf die Bildsynchronität befreien. Die vielfältigen Möglichkeiten, die parametrische Bandbreite des Mediums Film auszuloten, werden hier gut sichtbar. Eine noch leser_innenfreundlichere Aufbereitung hätte der Hauptteil allerdings erfahren, wäre er nicht entlang der einzelnen Filme, sondern analytischer Kategorien strukturiert. Die die einzelnen Quellen verbindenden Merkmale, wie etwa die Nutzung auditiver Elemente oder die Chancen, die Animationen für filmische Erzählungen bieten, hätten dann verdichtet werden können und im Folgeschritt schließlich auch eine größere

Anschlussfähigkeit an die Forschungsliteratur erlaubt. So aber gelingt es der Autorin zu selten, die narrativen Eigenschaften der Filme an ethno-kulturwissenschaftliche oder film- bzw. medientheoretische Wissensbestände anzuschließen und ihre Erkenntnisse damit auf eine übergeordnete Bedeutungsebene zu transferieren, wofür zudem auch eine stärkere Rezeption einschlägiger Texte ratsam gewesen wäre. Unter diesen Punkt, der das theoretische Reflexionsniveau der Arbeit betrifft, zu subsumieren sind auch die Versuche der Autorin, unter Verwendung des Begriffs "Authentizität" den Wert der untersuchten Filme für die Fragestellung zu bemessen. Die kritisch-reflexiven Auseinandersetzungen, die in den letzten Jahren um Authentizität gekreist sind, haben die Potentiale des Begriffs weg von seiner Verwendung als normative Analyse- hin zur Rezeptionskategorie gerückt. Nicht ob, sondern warum Menschen etwas im Rahmen spezifischer soziohistorischer Kontexte als "authentisch" deklarieren, ist von Interesse. Vor diesem Hintergrund wirken die immer wieder vor allem in den Resümées der filmanalytischen Zugänge eingeflochtenen bloßen Behauptungen von Authentizität wie aus der Zeit gefallen. Wenn schon nicht induktiv aus einer empirisch erhobenen Rezeptionserfahrung abgeleitet – und seien es auch nur punktuelle Zugänge, etwa über zeitgenössische Kritiken der untersuchten Filme – wären zumindest die Versuche wünschenswert gewesen, die Bescheinigung einzelner filmischer Elemente als "authentisch" über ihren historischen, gesellschaftlichen sowie aufführungsspezifischen Kontext zu begründen, um so die Relationalität des Begriffs zu unterstreichen.

Hinzu kommt ein im Forschungsdesign angelegtes Moment, das den Band in seiner argumentativen Stabilität beeinträchtigt und zusammen mit den vorgenannten Aspekten das zweite Gesicht der Arbeit zeigt. Vanessa Marlog gibt in ihrer Leitfrage an, ethnologisch relevante Filme zu analysieren. Entsprechend sind auch die hinleitenden Kapitel der Arbeit angelegt, indem sie nacheinander nicht nur die Entwicklungslinien des ethnografisch-ethnologischen Films nachzeichnen, sondern auch auf die Bedeutung von ethnografischen Filmfestivals sowie auf ausgewählte Vertreter_innen des Formats wie etwa Judith und David MacDougall eingehen. Angesichts dieser deutlichen Rahmung sorgt das Sample der untersuchten Filme für Verwunderung. Mit Filmen wie "Exile Family Movie", "Neukölln Unlimited", "Die Reise der Pinguine", "Waltz with Bashir" oder "Pina" wurde gleich eine ganze Reihe an Filmen berücksichtigt, die als vielfach filmgefördert und daher hoch budgetiert einzustufen sind. Zum Teil wurden sie in Kooperation mit TV-Sendern produziert, konnten zusammen allein in Deutschland deutlich mehr als zwei Millionen Zuschauer in die Kinos locken und wurden mit Filmpreisen vom "Max-Ophüls-Preis" über den "Golden Globe Award" bis hin zum "Academy Award of Merit" (Oscar) hoch dekoriert. Viele der im Sample vertretenen Filme stammen aus den arriviertesten Regie- und Produktionskontexten eines stark umkämpften Dokumentarfilmmarkts und können sicherlich als *die* leuchtenden, nicht zuletzt weil vielfach in den Feuilletons diskutierten Beispiele dieses Genres aus den letz-

ten Jahren angesehen werden. Die Autorin macht keinen Hehl aus der Beschaffenheit ihres Samples – was allerdings nichts an dem Umstand ändert, dass es produktionskulturell mit ethnografischem oder ethnologischem Film fast nichts gemein hat. Nicht falsch verstehen: Es geht hier nicht darum, das Format in das Korsett einer starren Definition zu zwingen. Wenn eine Arbeit ihrerseits aber derart stark auf festen, fast dichotomen Vorstellungen errichtet wird (Dokumentation vs. Imagination, klassische Konzepte des Dokumentarischen vs. neue Erzählstrategien, um nur einige der immer wieder bemühten Gegensätze aufzuzählen), dann sollte auch die Abstimmung von Erkenntnisinteresse und Quellenkorpus dieser plakativen Perspektive standhalten. Damit ist nicht gemeint, dass nicht auch Filme, die aus einem gänzlich anderen produktionskulturellen Kontext stammen, als ethnografisch relevant erachtet werden können. Diese zu ermessen erforderte allerdings, die oft en passant reproduzierten Zuschreibungen und die aus ihnen abgeleiteten Dichotomien gegen Zwischentöne, etwa stille (historische) Ungleichzeitigkeiten oder abwägende Darlegungen der oft fluiden Genrengrenzen und ihrer Verläufe zu ersetzen. Dies bedeutete jedoch wiederum auch, dass einige der Säulen, auf denen die Publikation ruht, ins Wanken geraten: etwa dass das „Neue“ und das „Klassische“ sich nur bedingt als kontrastiv in Stellung bringen lassen oder dass „Imagination“ und „Dokumentation“ keine Gegensätze sind, sondern letzteres wenn überhaupt nur als Resultat des ersteren gedacht werden kann. Die Arbeit aber entbehrt leider einer durchgängig stark reflexiven Auseinandersetzung mit einzelnen Begriffen, ihrer Genese und Diskursivierung, was insofern auch als vertane Chance angesehen werden muss, da die filmanalytischen Teile eigentlich eine gute Grundlage böten.

Torsten Näser

Maurer, Bill: *How Would You Like to Pay? How Technology Is Changing the Future of Money.* Durham: Duke University Press, 2015. 163 pp. ISBN 978-0-8223-5999-9. Price: \$ 19.95

This short book by one of the leading scholars in the anthropology of money and finance touches on the transformation of payment systems, that intimately concerns our everyday lives and, in particular, potential poverty-alleviation policies worldwide. Written in a very simple style, the book starts by stating the aim of spurring innovative thinking about money, with an explicit list of wished-for, mainly non-academic, readers, including people working as freelancers in design of monetary payment systems and in development organizations, people working for – and leading – financial corporations and manufacturers of mobile payment devices, and regulators and activists engaged in normative discourse and action about money and payment systems. The book is organized as a series of comments, with only occasionally interspersed theoretical insights, and about 50 photos. This seemingly simple language should not hide the important theoretical propositions of the book concerning the anthropology of money and payment systems, expressing a political stance that is critical, even though it is articulated as a discourse

that integrates several points of view. In that sense, the book is not only important for what it says about money, payment systems, and poverty, but also as an exercise in engaging audiences outside professional anthropology.

Equipped with an annotated bibliography, the book can be read as an accessible introduction to pragmatist approaches of money. With many examples, in text and images, it shows that money practices have multiple meanings, composing different, sometimes conflicting or disconnected repertoires, articulated in ecologies, indexing hierarchical distributions of wealth, with different geographical and temporal horizons, that connect individuals locally and globally to ancestors, descendants, gods, and nations, among others. Thus, money always entails moral and political meanings, and its management implies philosophical questions. Maurer remarks that although money can be treated as a commodity, notably by corporations increasingly creating private forms of money, it is also a public good, that needs to be protected and regulated by public institutions such as states. Thereby, the author clearly deconstructs approaches of money that give it a single historical origin, encapsulating it in an evolutionary narrative, often linked to particular interests, and that limit its meaning to the four functions of means of exchange, of account, of payment, and of store of value.

Within this theoretical frame, the main argument of the book is that the future of money, and our lives, will change with new payment systems, in particular through devices such as mobile phones, with consequences still difficult to discern. The author remarks that his research was initially spurred by M-Pesa, the mobile phone-based payment system that allows people in Kenya to make money transfers without owning a bank account, and that this example, with many others presented in the book, shows that this transformation of payment systems is at a crossroads. According to the author, the rapid expansion of M-Pesa shows that it filled needs, and that it was successful in fighting financial exclusion of the poor, as there are now more M-Pesa users than people with a bank account in Kenya. But this also puts people's only means of payment in the hands of a private corporation, with no public accountability and, so far, not necessarily the best tested regulatory framework. Citizens are at risk of not being able to use their money as freely as they did in the past. For instance, the technology of SIM and USSD cards allows them to work independently of any single network service provider, but these companies are reluctant to release them from their grip.

The author remarks that this discussion is entrapped in a dangerous contradiction. Often, researchers, bureaucrats, and other people engaged with financial inclusion, consider the “poor” as a particular class of humans, with money practices that are different from the rest. The equally dangerous opposite of this view consists of a universalism that is predicated on the practices of an “us,” which only need to be expanded to “them.” In both cases, the result tends to be the idea that the “poor” are a distinct group, that needs assistance because they are not as able and creative as others when dealing with money. Considering that “we all are” in the same fundamental situation,